

DERRIDA UND ADORNO

Zur Aktualität von Dekonstruktion und
Frankfurter Schule

Herausgegeben von
Eva L.-Waniek | Erik M. Vogt

VERLAG TURIA + KANT
WIEN

Inhalt

EVA L.-WANIEK, ERIK M. VOGT	Wien
Derrida und Adorno – Zur Aktualität von Dekonstruktion und Frankfurter Schule. Ein Vorwort 7
JAY M. BERNSTEIN	New York
»Die Sprache des Toten von Stein und Stern«: Adorno, Derrida, Celan und das Buch der Natur <i>Aus dem Amerikanischen von Erik M. Vogt</i> 17
ERIK M. VOGT	Hartford Wien
Auschwitz-Politik 37
HUGH J. SILVERMAN	Stonybrook New York
Die Grenzen der Aufklärung und das Ereignis der Grenze: Derrida und Adorno <i>Aus dem Amerikanischen von Gertrude Postl</i> 70
ALICE PECHRIGGL	Klagenfurt Wien
Psycho/Analyse der Herrschaft zwischen Dialektik und Dekonstruktion 83
ELENI VARIKAS	Paris
Das geheime Leben der Begriffe: Gender, Geschichtlichkeit und Desidentifizierung <i>Aus dem Englischen von Erik M. Vogt</i> 107
EVA L.-WANIEK	Wien Strassburg
Geschlecht und das Erbe Hegels: Eine kleine Bedeutungsverschiebung mit Derrida und Adorno 126
ARNO BÖHLER	Wien
Politiken der Re-Signation: Derrida – Adorno 167

CHRISTOPH MENKE	Potsdam	
	Subjektivität und Gelingen: Adorno – Derrida	189
OTHMAR KASTNER	Wien	
	»Freiheit ohne Autonomie«? Anmerkungen zu Derridas und Adornos Kritik an Kants Begriff der Freiheit	206
HENT DE VRIES	Baltimore Amsterdam	
	Dialektik, Dekonstruktion und Wahrheit Oder: Die Moral des Skeptizismus Bei Adorno, Derrida und Cavell <i>Aus dem Amerikanischen von Erik M. Vogt</i>	217
MICHAEL TURNHEIM	Paris Wien	
	Zerfetzen der Zeit: Adorno und Derrida über Jazz	232
AutorInnen HerausgeberInnen		253

Derrida und Adorno – Zur Aktualität von Dekonstruktion und Frankfurter Schule Ein Vorwort

Eva L.-Waniek / Erik M. Vogt

Was hat Derrida mit Adorno zu tun? Und umgekehrt: was Adorno mit Derrida?

Auf den ersten Blick mag die beiden Philosophen vielleicht nicht viel miteinander verbinden, bei näherer Betrachtung erscheint jedoch gerade das bislang noch wenig bedachte Gemeinsame, aber auch Unterschiedliche von besonderem Interesse zu sein. Könnte es sich hier doch um ein schulisches Ignorieren handeln, dem eine viel sagende Verleugnung oder Verdrängung von Nähe und Bezogenheit zugrunde liegt? Und wenn dies der Fall wäre, worin läge dann die Nähe der beiden Denker begründet? So mag es vielleicht den einen oder die andere noch verwundern, was Theodor W. Adorno, der oftmals als deutschsprachiger Protagonist des »Denkens der Moderne« bezeichnet wird, mit dem wiederum als »postmodern« etikettierten französischen Denker der Dekonstruktion, Jacques Derrida, verbindet. Doch dass die gegensätzliche Beschlagwortung von »modern / postmodern« oder auch »deutschsprachiger / französischsprachiger Kultur des Denkens« im Sinne eines Ausschlusses viel zu grobmaschig ist und die Ähnlichkeiten, Berührungen und Differenzen in den Zielsetzungen, Strukturen und Methoden dieser beiden Philosophen nicht zu fassen vermag, wird sich – so sei vorweg schon verraten – anhand jedes einzelnen der versammelten Beiträge aufzeigen lassen.

Gerade Derrida war es auch, der mit seiner *Dekonstruktion* lehrte, so genannten unvermittelbaren Gegensätzen äußerst wachsam zu begegnen und den ihnen gemeinsamen produktiven Ab-Grund zu erkennen, über den sich oftmals nicht unproblematische Ausschlüsse, Identitätskonzepte oder Macht- und Legitimationsansprüche erheben. Adorno ließ uns seinerseits durch die von ihm entwickelte *negative Dialektik* von der Kraft des Restes wissen, der im gegensätzlichen Verhältnis nicht absorbiert werden kann, weil er, es tragend, ihm in negativer und doch auch gründender Weise unterliegt und nicht eher ruht, bis er als bislang Ungesagtes nun Eingang und Ausdruck in der Reflexion findet.

Wann immer also zwei Denker oder Denkrichtungen, die offensichtlich nichts miteinander verbindet als der schiere Gegensatz, dennoch in Beziehung gesetzt werden, so kann dies als Chance genutzt werden, um etablierte Grenzziehungen in der Lehre oder schulische Ausschlüsse kritisch zu hinterfragen; ein Vorhaben, das es möglich macht, allzu schnell oder einfach verhandelte Grenzlinien der Theoriebildung in Frage zu stellen und diese nicht zuletzt auf ihren Sinn und ihre Aktualität für Probleme der Gegenwart hin zu prüfen.

In dieser Hinsicht ist das vorliegende Buch dem Wunsch verpflichtet, mit Derrida und Adorno das Verhältnis zweier unterschiedlicher, aber auch sich ähnelnder Philosophien, die das Denken des 20. Jahrhunderts geprägt haben, zu analysieren, um ihre Aktualität für die Gegenwart zu untersuchen. Für beide stellte die kritische Beschäftigung mit metaphysischen Implikationen der Philosophietradition sowie der Ästhetik eine konstitutive Voraussetzung für das Philosophieren dar, die im Sinne einer Herausforderung für das bewusste und auch unbewusste Denken genutzt werden soll, um ideologische oder gesellschaftsrelevante Aspekte besser erfassen zu können. Obgleich sich beide Theoretiker in diesem Punkt einig sind, beschränkten sie, was die Mittel zur Realisierung dieser Zielsetzung anbelangt, unterschiedliche verfahrensgemäße Wege – wie eben jenen der *negativen Dialektik* oder den der *Dekonstruktion* –, was sicherlich auch mit den verschiedenen historischen Kontexten, denen beide verbunden waren, zusammenhängen mag.

Der Idee, diese zwei für die Gegenwartsphilosophie wichtigen Denker in fruchtbare Beziehung zu setzen, hat der Tod von Jacques Derrida eine traurige Aktualität verliehen, uns aber auch – wie wir als Herausgeber meinen – in die nicht unangenehme Schuld genommen, seinem Denken einen lebendigen Raum zu verleihen, und das heißt, mit seinem Denken Fragen zu stellen, die uns bewegen und angehen, Fragen, die sich durch vorgefertigte Antworten nicht eilfertig abschließen lassen.

Diesem Anliegen entsprechend, sind die AutorInnen des Sammelbandes eingeladen, mit Derrida und Adorno das Verhältnis zweier für unser Jahrhundert paradigmatischen Philosophien im Spannungsfeld von Kunst, Subjektconstitution und Politik zu analysieren. Ziel der Beiträge ist es, sowohl die Gemeinsamkeiten dieser beiden Denker als auch ein besseres Verständnis, was die Differenzen anbelangt, herauszuarbeiten und zur Diskussion zu stellen; folgende Fragestellungen sollten dabei leitend sein: Wie denken beide Autoren die Konstitution des Subjekts und inwiefern kritisieren sie idealistische oder metaphysische Traditionen? Welche innovative Rolle schreiben sie der Kunst im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Kräften zu? Vor allem aber sollte auch gefragt

werden, inwiefern beide Philosophien einen Beitrag zur Diskussion gegenwärtiger politischer Probleme leisten können bzw. worin sie darin eventuell auch scheitern z. B.: Wie werden die hegemonialen, ideologischen, patriarchalen oder ökonomischen Strukturen unserer Gesellschaft beschrieben? Welche Methoden der Kritik erlauben die Frankfurter Schule bei Adorno und die Dekonstruktion bei Derrida zu entwickeln, um ausgleichende soziale Veränderungen zu forcieren wie etwa jene der Gleichstellung zwischen den Geschlechtern oder jene zwischen den VertreterInnen verschiedener Ethnien, Kulturen oder Religionen? Welche Möglichkeiten schreiben Adorno und Derrida hier der allgemeinen Öffentlichkeit bzw. Politik, welche dem und der einzelnen und welche der Theorie zu?

Über unterschiedliche thematische Schwerpunktsetzungen haben sich die AutorInnen diesen Fragen angenähert: So befragt *Jay M. Bernstein* in seinem Beitrag den Stellenwert des Kunstwerkes bei Adorno anhand der Poesie von Paul Celan, um dies mit dem Denken des Holocausts zu verbinden. Beide – Derrida und Adorno – hat der Holocaust auf maßgebliche Weise beschäftigt, wobei die Schwierigkeit, ihm im Denken gerecht zu werden, nicht nur darin liegt, für das schwer zu fassende Ereignis die geeigneten Worte und Begrifflichkeiten zu finden, sondern auch ein Sprechen/Schreiben zu praktizieren, das seine Wiederholung verhindern soll. Hierbei kommt – so Bernstein – vor allem der modernen Kunst richtungweisende Bedeutung zu, da sie ihren Sinngehalt aus dem Brechen von Konvention und Schweigen bezieht, was Adorno in seinen Überlegungen überzeugend darzulegen wusste.

Erik M. Vogt zeigt seinerseits auf, welche Gefahren ein Denken riskiert, das den Holocaust als undenkbares oder undarstellbares Ereignis festzuschreiben versucht, da – bei allem Verständnis für den wortversagenden Schmerz und die Trauer der Betroffenen – dadurch von Seiten der Theorie und Politik seiner möglichen Wiederholung in neuen Kontexten nichts entgegengesetzt werden kann. Mit Derrida legt Vogt dar, inwiefern ein konkretes Ereignis zwar historische Einmaligkeit beansprucht, sich aber von seiner strukturellen Gegebenheit her in anderen Kontexten durch Iteration dennoch wiederholen kann. Eine an Politik interessierte Theorie wie jene Adornos müsste sich heute folglich der gesellschaftlichen Verantwortung, wie wir dieses Ereignis reflektierend verorten sollen, stellen, um seine Wiederkehr zu verunmöglichen: Zu fragen ist hier also, so Vogt, welche politische Rolle die Figur der Einzigartigkeit, des Bruchs oder der Zäsur spielt und ob die aus dieser Figur hervorgehenden Forderung nach einem transformierten Denken sich zwangsläufig in einer Ethik der »absoluten Einzigartigkeit des Geden-

kens« erschöpfen muss, deren reaktive Beschwörung einer Demokratisierung der Demokratie vielleicht sich blind erweist gegenüber der Komplizenschaft von negativ-messianischer oder kommender Demokratie und spektralem Kapital.

Während Adorno (wie auch Horkheimer) sich vorwiegend mit den Beschränkungen auseinander setzten, welche Heideggers Begriff der Eigentlichkeit kennzeichneten, waren sie, wie *Hugh J. Silverman* ins Gedächtnis ruft, zutiefst den Erfolgen (und den kühnen Zukünften) der Aufklärung verpflichtet. Ihrer Selbstdefinition zufolge ist die Aufklärung und auch die Moderne, die aus ihr hervorgeht, grenzenlos. Die Produktion von Fortschritt, Innovation und Neuheit kennt keine Grenzen – und dies trotz der negativen Dialektik, die vielleicht in ihr herrscht. Und doch findet sich, wie Silverman zeigt, in diese Idee das Ereignis der Grenze eingeschrieben. Welche Art von Ereignis ereignet sich, wenn Grenzen (oder gar der Anspruch auf Grenzenlosigkeit) statthaben? Kurz, was ist der Rahmen der Aufklärung? Und wie steckt Derridas Einrahmung der Aufklärung – als ästhetisches, moralisches und politisches Ereignis – die Grenzen dieser Epoche ab? Angesichts des Todes von Jacques Derrida und der Traurigkeit, die sein leerer Platz bei den ihm Verbundenen hinterließ, stellt Silverman auch die Frage, auf welche Weise die Erfolge der Dekonstruktion die Ereignisse seiner Endlichkeit und seiner Eigentlichkeiten überleben.

Unter dem Eindruck der Psychoanalyse hat die Philosophie des 20. Jahrhunderts sich vor allem in ihrer Analyse der Herrschaft gewandelt. Nach *Alice Pechriggl* haben sich Adorno im Kreise der »Frankfurter Schule« und Derrida in dem Disparateren der »Dekonstruktion« ihrer bedient, um den »logos« in seiner Beherrschung des Unbewussten (in) der Gesellschaft/Sprache zu kritisieren – allerdings jeder auf sehr unterschiedliche Weise. Dabei eröffneten sie neue Möglichkeiten zur Kritik der Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse, aber auch als Werk eines zuweilen metaphysisch-pauschal gefassten phallo/theo/logos, der sich gegen sein komplementäres »Weibliches« abgesetzt haben soll. Anhand dieser Perspektive arbeitet Pechriggl zentrale Aspekte der unterschiedlichen Zugangsweisen heraus und verknüpft sie miteinander. Die Frage nach den jeweiligen Implikationen für das Verhältnis zwischen Autonomie und Heteronomie bildet dabei den Leitfaden, der immer auch zu anderen AutorInnen führt – nicht zuletzt im Sinne einer Verbreiterung und differenzierten Vertiefung des »...zur Leistung großer Denker entwürdigten Gedanken(s)« (Horkheimer / Adorno).

Eleni Varikas wählt als Ausgangspunkt für ihren Beitrag hingegen die enge Beziehung, die Adorno (und Horkheimer) zwischen der begrifflichen und materiellen Unterwerfung von Frauen als Schlüsselmoment in der Konstitution von Geschlecht und der Unsichtbarkeit seiner politischen Natur hergestellt haben. Da, wie Simone de Beauvoir bekanntermaßen behauptete, eine Frau oder ein Mann zu *sein*, heißt, eine/r *geworden zu sein* bzw. zu einer/einem *gemacht worden zu sein*, ist das Eingedenken an diese Konstitutionsprozesse dringlicher als jemals zuvor, zumal heutzutage Geschlecht entweder als eine »positive Tatsache« (welche die Grundlage bildet für öffentliche Gesetzgebung, für »Geschlechter«-Gesetzgebung) oder als eine Reihe von Identitäten begriffen wird, deren performative Erzeugung keine anderen Grenzen zu haben scheint als unsere Einbildungskraft und freie Wahl. Wie Varikas deutlich macht, stellt das Aufspüren derjenigen Antagonismen und Machtbeziehungen, die sich in Begriffen (Mann, Frau) abgelagert haben, bevor sie als »Gegebenheiten«, »Daten«, »Bedürfnisse« oder »Möglichkeiten« der Gegenwart fixiert werden, eine der Aufgaben dar, welche die feministische Theorie mit der Kritischen Theorie und der Dekonstruktion teilt. Vermittels einer Rückkehr zu feministischen Debatten über den theoretischen Status von Erfahrung wird von ihr die Art und Weise erforscht, in der Adornos Denken hinsichtlich der Unangemessenheit zwischen Begriff und begrifflich gefasster Realität und Derridas Begriff der *différance* zu einem Neudenken von Erfahrung als Kategorie beitragen können, die weder auf ihre ontologischen Verwendungen reduziert noch einfach evakuiert werden kann, ohne dem Banne dessen zu verfallen, *was ist* – der vorherrschenden Ordnung von Hierarchien. Denn Erfahrung als vermittelte und nicht als erste oder unvermittelte Quelle von Erkenntnis ist gesättigt mit dem Andenken an dasjenige, was nicht in den Begriff passt (»Mann«, »Frau«, »sexuelle Differenz«) und schafft so einen Zwischenraum für Desidentifizierung und eine Öffnung hin auf utopische Möglichkeiten der Selbstbestimmung.

Eva L.-Waniek geht der Frage nach, wie geschlechtsspezifische Bedeutungen durch den oder die einzelne bzw. durch Theorie verändert und trotz der der Sprache und Kultur gemäßen allgemeinen Verbindlichkeit abweichend tradiert werden können. Für dieses Anliegen zieht sie G. F. W. Hegels Konzeption der Geschlechter exemplarisch heran, da diese eine unsere Kultur bestimmende Geschlechternorm auf vielschichtige Weise wie ein janusköpfiges Erbe evident hält, indem sie einerseits wichtige Erkenntnisse für den Annahmeprozess des Geschlechts, andererseits aber auch problematische ideologische Ausschlüssen für Frauen beinhaltet. Die darin zugrunde gelegte Aufteilung der Welt in öffentlich und

privat («menschliches« und »göttliches Gesetz«) sowie die darin verankerten ungleichen sozialen, intellektuellen, libidinösen und ökonomischen Befähigungen von Frauen und Männern gelten ihr nicht nur als philosophisches Paradigma für eine bürgerlich patriarchale Definition des Geschlechts, nach dessen Voraussetzungen, Implikationen und Wunscherfüllung sie fragt, sondern dienen ihr vor allem auch als Folie für eine bedeutungsverschiebende Einschreibung mit Derrida und Adorno. So zieht L.-Waniek deren metaphysikkritische Strategien der Dekonstruktion und negativen Dialektik heran, um diese bezüglich ihrer Kritik am Hegelschen Subjektbegriff vergleichend zu befragen; mit Einbezug des sich geschlechtlich konstituierenden Subjekts plädiert sie schließlich sowohl auf der Ebene des begrifflichen *Produkts* »Geschlecht« als auch auf der Ebene des *identifikatorischen Prozesses* für eine »Annahme des Hegelschen Erbe mit Veränderungen«. Dadurch kann – nicht zuletzt auch mit Hilfe Freudscher und Lacanscher Einsichten zum Subjekt als gespaltenem – die Relevanz der beiden Philosophen für die gegenwärtige Geschlechterforschung kenntlich gemacht werden. *Arno Böhler* widmet sich der Frage, welche Bedeutung Derridas Überlegung zur Signatur für einen philosophischen Handlungsbegriff hat. So zeigt er auf, inwieweit Derridas kritische Lektüre der Sprechakttheorie John Austins das Subjekt als ein performativ konstituiertes kennzeichnet, das sich über die Wiederholung von Sprechakten und signierenden Schriftzügen stabilisierend setzen kann. Diese performativen Akte, zu denen jedoch nicht nur sprachliche Ereignisse, sondern alle Formen des menschlichen Tuns und der Erfahrung zu zählen sind, knüpfen stets an die von unseren Ahnen hervorgebrachten Techniken im Sinne der Anrufung von sinnermöglichenden Verfahren an. Die Freiheit, die hier nach Derrida dem Subjekt zukommt, besteht darin, diese Verfahren entweder affirmativ oder subvertierend zu zitieren bzw. zur Anwendung zu bringen, wofür der Begriff der Resignifikation steht. Böhler zeigt dabei vor allem auch die Medialität der performativen und subjektkonstituierenden Prozesse auf und macht darüber hinaus die politische Relevanz der Derridaschen These sichtbar: So reflektiert er ihre Adaption bei Judith Butlers Überlegungen gegen diskriminierendes und rassistisches Sprechen (hate speech) und konfrontiert sie schließlich mit Adornos Begriff der Resignation. Dieser Begriff, der seinerseits seine Prägnanz aus einer Debatte um die Aufrechterhaltung der Differenz von Politik und Theorie bezieht, beinhaltet die Unterwerfung des einzelnen Individuums unter ein kollektives Wir, das eben gerade nicht die Verantwortung für jene Handlungsmacht übernehmen will, die Derrida im Sinne der Resignifikation dem einzelnen Individuum zuspricht: nämlich immer wieder

neu im buchstäblichen Sinne durch die eigene Unterschrift Verantwortung für Handeln zu übernehmen.

Nach *Christoph Menke* steht im Zentrum dessen, was Horkheimer und Adorno »Aufklärung« und Derrida »Metaphysik« nennen, ein Begriff des Subjekts, für den die Koinzidenz von Können und Gelingen bestimmend ist: Subjektivität wird als die Fähigkeit definiert, Vollzüge gelingen zu lassen – das Gelingen von Vollzügen durch eigenes Tun verbürgen zu können. Anders gesagt: Die »Aufklärung« (Horkheimer / Adorno) oder die »Metaphysik« (Derrida) definiert Subjektivität und Normativität wechselseitig zueinander: Subjektivität als das Vermögen, Normativität hervorzubringen und zu erfüllen, Normativität als durch Subjektivität hervorgebracht und garantiert. »Negative Dialektik« und »Dekonstruktion« sind nach Menke Titel für Strategien einer kritischen Reflexion auf diesen Zusammenhang. Dabei heißt »Kritik« dieses Zusammenhangs von Subjektivität und Normativität in beiden Fällen nicht dessen Auflösung: Weder versuchen »negative Dialektik« und »Dekonstruktion«, Normativität *ohne* Subjektivität als objektiv gegeben, noch Subjektivität *ohne* Normativität als objektiv analysierbar zu denken. (Man könnte auch sagen: »Negative Dialektik« und »Dekonstruktion« sind weder theologisch noch positivistisch, also diskursanalytisch, »kulturwissenschaftlich« o. ä.); »Negative Dialektik« und »Dekonstruktion« teilen vielmehr das Motiv, in ihrem Zusammenhang die unhintergehbare Differenz, genauer: die Bewegung der Differenzierung zwischen Normativität und Subjektivität zu denken: Gelingen – Derrida: Gerechtigkeit, Adorno: Wahrheit – ist auf subjektives Können und Tun irreduzibel und übersteigt es unendlich; Subjektivität – nach Adorno: als Impuls, nach Derrida: als Kraft – geht in normativen Fähigkeiten nicht auf und unterläuft die Teleologie des Guten. Das Subjekt ist ebenso stets weniger wie immer auch mehr als das Gute. Von hier aus versuchen »negative Dialektik« und »Dekonstruktion« Politik zu denken, und zwar als das paradoxe Modell einer Ordnung, die diese doppelte Bewegung der Differenz nicht zu enthalten, aber – wie Menke darlegt – auszuhalten vermag.

Othmar Kastner geht wiederum der Frage nach, inwiefern die Idee der Freiheit des Subjekts für Adorno und Derrida verbindend war. Denn beide – so zeigt er auf – kritisieren Kants Moralphilosophie, was in der Infragestellung des Begriffs des freien Willens bei Kant gipfelt. Derrida und Adorno entwickelt diese Kritik jedoch aus unterschiedlichen theoretischen Kontexten heraus: So argumentiert Derrida in Nachfolge zur Alteritätsethik Levinas' für das Theorem einer nicht-egalitären moralischen Verpflichtung durch die Nichtverfügbarkeit der normativen

Quelle in der Andersheit des Anderen. Adornos Kritik entfaltet sich hingegen entlang seiner Freudrezeption, indem er die inneren Ansprüchen eines Subjekts in dessen gesellschaftlichem Verortetsein zur Geltung bringen will. Auch wenn der Argumentation Derridas eine solche gesellschaftsrelevante Betrachtungsweise fehlt, so teilen beide Autoren doch die grundlegende Kritik an Kants reduktivem Erfahrungsbegriff in Verbindung mit der Autonomie eines sich als selbstbestimmt erkennenden Subjekts.

Der Versuch, einen virtuellen Dialog zwischen Adorno und Derrida vermittels einer Lektüre von Stanley Cavell herzustellen, bildet das Zentrum der Reflexionen von *Hent de Vries*. Cavells subtile Rezeption von Wittgensteins Spätwerk und der so genannten Philosophie der Alltagssprache versetzt uns in die Lage, gewisse Elemente, die Adornos und Derridas unterschiedlichen philosophischen Projekten gemein sind, zu unterstreichen und zu analysieren. Adornos Metakritik der idealistischen Erkenntnistheorie und Derridas Beharren auf der Kontamination des Transzendentalen durch das Empirische, zwei alternative Positionen, die im Dialog mit Edmund Husserl entwickelt wurden, enthüllen ein bemerkenswertes paralleles Anliegen mit dem Wesen des Denkens und der Erfahrung als strukturell aporetisch. Diese Einsicht leistet die Vorarbeit zu einer neuartigen Haltung gegenüber den Notwendigkeiten und Möglichkeiten von Reflexion, Handlung und Urteil ohne Gewissheit – Notwendigkeiten und Möglichkeiten, die, so de Vries, von einem neuen Verständnis des Ereignisses, der Zeitlichkeit, Verantwortung und Entscheidung abhängen. Und gerade Cavells Neudenken des »Normalen« liefert einen viel versprechenden Interpretationsschlüssel für das Verstehen dieser Begriffe.

Michael Turnheim beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Verhältnis von Adorno und Derrida zum Jazz. Beide haben sich dazu geäußert, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise: der eine verachtend, der andere bewundernd. Jenseits von Geschmacksfragen hängt solche Divergenz, so zeigt Turnheim auf, mit unterschiedlichen Auffassungen von Zeitlichkeit und Wiederholung zusammen. Am Jazz kritisiert Adorno ein »Zerreißen« genau jener dialektischen Zeitlichkeit, durch welche sich in der formalen Ausarbeitung von Kunstwerken die Möglichkeit besserer Verhältnisse ankündigen soll. Die zerrissene Zeit des formal ärmlichen Jazz erscheint ihm als Symptom eines falschen Endes der Kunst. Und während Adorno die »falsche Lebendigkeit« des Jazz kritisiert, interessiert sich Derrida wiederum dafür, wie auch noch im improvisierten Jazz Schriftliches, und das heißt letztlich der Tod am Werk ist und gelangt derart zu einer dieser Musik innewohnenden Apo-

rie: gleichzeitige Möglichkeit und Unmöglichkeit von Improvisation zu sein. Damit stellt er sich in radikalerer Weise als Adorno gegen die in der gängigen Jazzliteratur gepriesene Rückkehr zur Ursprünglichkeit. In dieser hier im Vorwort freilich nur in knapper Weise vorgestellten, breiten thematischen Spannweite von Jazz, moderner Musik und Poesie, Holocaust, Demokratie, Freiheit, Handlungsmacht, Autonomie, Gerechtigkeit oder Geschlechterverhältnis bis hin zur Aufklärungs- und Metaphysikkritik bieten die Beiträge auf unterschiedliche Weise jeweils eine aktuelle Analyse zum Gegenstand. Dabei zeigen sie nicht nur Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den entsprechenden Reflexionen bei Adorno und Derrida auf, sondern auch welche etwaigen Defizite diese Theoreme für Fragen der gegenwärtigen Theoriebildung enthalten und welche Lösungsvorschläge zu erarbeiten sind. Ein die thematische Vielfalt umfassendes, gemeinsames argumentatives Band betrifft die Frage, wie wir kulturelle Tradition und Wandel bzw. Innovation denken können, wobei sich hierzu die Theorien Adornos und Derridas als besonders fruchtbar erweisen: Unterliegen doch beiden Philosophien der Anstrengung, die Subjektconstitution bzw. das menschliches Begreifen als einen in die jeweils vorhandenen Semiosen oder Schriften der Kultur und Gesellschaft eingebundenen, geschichtlich sedimentierten Prozess erkenntlich zu machen, der niemals restlos über Identifikation und Normativität verläuft, sondern immer auch schon über Ausschluss, Abspaltung und Negativität konstituiert ist. In diesem Sinne entwickelten sowohl Adorno als auch Derrida in großer Nähe zueinander jeweils eine kritische *Philosophie des Rests*, die eine Integration des Ausgeschlossenen oder Abgespalteten einfordert, indem Konflikte nicht nivelliert, sondern zur Sprache gebracht werden und somit die Kraft zum verändernden Bruch bzw. innovativen Wandel innehaben. *Angleichende Wiederholung* steht dabei gleichsam als Schlüsselbegriff im Zentrum beider Überlegungen, sei dies nun mimetisch als Negative Dialektik oder iterativ als Dekonstruktion gedacht.

Die meisten der hier versammelten Beiträge gehen auf ein Symposium zurück, das – gleichnamig wie der Titel des Buches – 2005 im Französischen Kulturinstitut Wien stattfand. Als HerausgeberInnen freuen wir uns besonders, dass in dem vorliegenden Band nun aber auch jene Beiträge enthalten sind, die bei der Tagung bedauerlicherweise kurzfristig abgesagt werden mussten oder die – in Auseinandersetzung mit den am Symposium rege geführten Diskussionen – erst nachträglich entstanden sind. In diesem Sinne freuen wir uns, dass die Tagung einen fruchtbaren Dialog zwischen VertreterInnen der französisch- und deutschsprachigen Denkrichtungen, in die auch Repräsentanten der anglo-ame-

rikanischen Continental Philosophy eingebunden sind, anregen konnte, und wir hoffen, dass mit den nun in diesem Buch dokumentierten Beiträgen diese grenzüberschreitende Auseinandersetzung auch in Zukunft Fortsetzung finden wird.

So möchten wir nun all jenen Personen und Institutionen danken, mit deren Engagement, Einsatz und Unterstützung dieses Vorhaben gemeinsam umgesetzt werden konnte:

Wir danken zu allererst den AutorInnen für das Zuverfügungstellen und Überarbeiten ihrer Texte, dann den ÜbersetzerInnen der Beiträge, weiters allen DiskutantInnen der Tagung.

Unser Dank gilt vor allem auch den vier Institutionen und den sie repräsentierenden Personen, durch deren gemeinsame Kooperation das Projekt realisiert werden konnte: Dieser richtet sich zuerst an das *Institut français de Vienne* bzw. an François Laquièze, dem damaligen Direktor des Französischen Kulturinstituts Wien und Berater der Französischen Botschaft für kulturelle Angelegenheiten in Österreich, sowie ebendort an Jean Michel Nataf, Attaché für Wissenschaft, wie an dessen Nachfolger, Jerome Segal, für die Weiterführung der Zusammenarbeit bei der Durchführung der Tagung. Unser Dank gilt hier weiters der Kooperation mit dem *Institut für Philosophie der Universität Wien* und ihrem Dekan der Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft Professor Dr. Peter Kampits, der zu jener Zeit als Vorstand des Instituts für Philosophie fungierte. Als weiterem Veranstaltungspartner danken wir dem *Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien* bzw. Dr. Johann Dvorak, Universitätsdozent und stellvertretender Leiter des Instituts, der beratende Funktion bei der Konzeptualisierung und Durchführung der Veranstaltung einnahm; sowie insbesondere dem *Institut für Wissenschaft und Kunst* in Wien (IWK) und seiner damaligen Generalsekretärin Dr. Helga Kaschl, da in den Räumlichkeiten des IWK der Großteil der Konzeptualisierung und Organisation des Symposiums durchgeführt werden konnte.

Gedankt werden soll schließlich den finanziellen Förderern der Veranstaltung: Obersenatsrat Professor Dr. Hubert Christian Ehalt vom *Magistrat der Stadt Wien / MA 7 – Wissenschafts- und Forschungsförderung* sowie Ministerial- und Regierungsrat Dr. Alois Söhn vom *Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abteilung Z4 – Förderung Wissenschaftsbereich und allgemeine Kulturförderung*. Ohne die Förderung der zuletzt genannten Institutionen wäre die Drucklegung des Werkes nicht möglich gewesen. Unser letzter großer Dank gilt Ingo Vavra, dem Verleger von Turia + Kant, der mit großer Sorgfalt für die Edition und Grafik des Buches Verantwortung trägt.

»Die Sprache des Toten von Stein und Stern«: Adorno, Derrida, Celan und das Buch der Natur

Jay M. Bernstein

VORWORT

Obgleich ich von jedem Text Derridas, den ich gelesen habe, etwas gelernt habe und zuweilen von einem zutiefst beeindruckt wurde (»Gewalt und Metaphysik«; die Einleitung zu Husserls *Der Ursprung der Geometrie*; die Memoiren für Paul de Man), und über Derrida geschrieben habe, bin ich in Wahrheit von der Dekonstruktion niemals sehr versucht worden. Es war vielmehr so, dass Jacques seit der Kontroverse auf Cambridge, als ich zu seiner Verteidigung eilte, ein philosophischer Freund war, und wir taten, was philosophische Freunde nun einmal tun: wir diskutierten – über Kant und das Erhabene, über Hegel und über den Geist sowie über die Moderne; wir diskutierten über Trauer und Melancholie, über den 11. September und über die Todesstrafe. (Er dachte, dass es ein apriorisches Argument gegen die Todesstrafe gebe, geben müsse, und dass ich mit meiner These nicht nur falsch lag, sondern a priori und für immer falsch lag; ich behauptete, dass das Falschsein der Todesstrafe immer kontingent, eine kulturelle Errungenschaft wäre: d. h. stets eine Art und Weise, in der eine politische Kultur sich ethisch herausbildete. Unsere Differenz hinsichtlich der Todesstrafe war letztlich beispielhaft für alle unsere philosophischen Differenzen.) Er war selbstverständlich ständig geduldig und großzügig in seinen Argumenten und er begegnete meiner überhitzten Vehemenz mit einem reuevollen, sehr gallischen Unverständnis zum Ausdruck bringenden Achselzucken: Wie gelang es mir nur, die Dinge wieder und wieder so ausgesprochen falsch zu begreifen? Was kann ich sagen, außer dass ich ihn jetzt unbeschreiblich vermisse: jenes Achselzucken, das langsame Kopfschütteln, den Seufzer und den Klang seiner Stimme, als er wieder einmal versuchte, seinen unerziehbaren Freund zu erziehen.

Und ich denke, dass die Differenz zwischen uns auf die Differenz zwischen Adornos modernistischer negativer Dialektik und seiner Version der Dekonstruktion hinauslief. Es ist offensichtlich, dass sich die negative Dialektik und die Dekonstruktion außergewöhnlich nahe stehen;

dass es offenkundige und unvermeidliche strukturelle Homologien zwischen ihnen gibt: dass das Identitätsdenken der Metaphysik der Präsenz oder der Stimme sehr nahe ist, und dass darum das Nichtidentische der *différance* (und ihren metonymischen Äquivalenten) nahe steht; dass beide Ansätze einen Augenblick der Äußerlichkeit, des Andersseins, jenseits des umfassenden Zugriffs des rationalen Begriffs oder der logischen Bedeutung bergen und retten wollen; dass es für beide eine nicht zu überschreitende Abhängigkeit der menschlichen Veranlagung gegenüber demjenigen gibt, was niemals vollends dieser zugehört, und dass gleichermaßen für beide eine Normativität besteht, die in unseren Weltbezug integriert ist und die nicht vollends kognitiv einlösbar ist, zumindest nicht in den Begriffen dessen, was wir heute für Kognition und diskursive Legitimation halten.[...]